

unimut

ZEITSCHRIFT

an

DER UNI HEIDELBERG



Durchleuchtet!

Neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen zufolge könnte bereits mittelfristig eine objektive Methode die Prüfungsabnahme revolutionieren. Durch einen unkomplizierten Hirnscan können Wissensumfang und Analysefähigkeit von Studierenden in einem röntgenähnlichen Verfahren schematisch dargestellt werden, so dass Abweichungen vom Normwert eindeutig identifizierbar sind und eine exzellente Elite extrahiert werden kann (Seiten 6 bis 7). In der Terrorabwehr befindet sich diese Technik bereits in der Testphase, so dass Kriminologen zuversichtlich sind, durch prophylaktische, flächendeckend durchgeführte Aufnahmen mithilfe von Google-Brain-View-Mobilen sich der Verfassungstreue jedes Gliedes unseres Volkskörpers zu versichern. Systemgefährdendes Gedankengut wird so zuverlässig erfasst. Hirnscanner im Handyformat werden es später jeder redlichen BürgerIn erlauben, einen Beitrag für die Sicherheit in unserem freiheitlich-demokratischen Lande zu leisten.

Ein für die UNiMUT aus Studiengebühren finanzierter Prototyp ermöglichte unlängst die Demaskierung eines verdeckten Polizeiermittlers in Heidelberg (Seiten 2 bis 3). Außerdem wird die im Heidelberger Marsilliuskolleg (Seite 4) interdisziplinär entwickelte Technik den Workload der Sozial- und Arbeitsämter signifikant reduzieren, indem Arbeitswille und Motivationsgrad (Seite 5) von AntragstellerInnen endlich messbar gemacht werden können. So kann per Klick zuverlässig festgestellt werden, ob das Schicksal einer Obdachlosen bemitleidenswert oder selbstverschuldet ist (Seiten 8 und 9).

In Anbetracht dieses Meilensteines der Wissenschaft fordert UNiMUT zur Verbesserung der Lehre eine hirnschanbasierte Evaluation der Lehrenden an der Exzellenzuniversität Heidelberg!

die redaktion

Durchleuchtet ohne Tatverdacht

Verdeckter Ermittler des LKA untersucht Heidelberger Studierendengruppen

» Jetzt ist schon wieder was passiert ... und dabei denkt man immer in unserem schönen Städtchen passiert nichts.« Mit einem Seufzer beginnt der Privatdetektiv Simon Brenner des österreichischen Krimiautoren Wolf Haas seine Fälle. Doch die »letzte Enthüllung des Jahres« 2010 (faz) ist kein Kriminalroman, sie geschah wirklich, und zwar in Heidelberg.

Unter dem sinnigen Tarnnamen Simon Brenner schrieb sich zum Sommersemester 2010 ein verdeckter Ermittler für Ethnologie und Germanistik an der Uni Heidelberg ein. Simon Brenner heißt im »richtigen« Leben Simon Brommer und kommt aus Radolfzell am Bodensee. Vater und Bruder arbeiten bei der Polizei in Konstanz. Erstmals tauchte er bei den Hörsaalbesetzungen im Herbst 2009 in Heidelberg auf und verschaffte sich ab dem Sommersemester 2010 gezielt Zugang zu politischen Gruppen. Anfangs ging er zu den Treffen des SDS, der Hochschulgruppe der Linkspartei. Bei Veranstaltungen wie dem Campus Camp knüpfte er Kontakte zu politisch engagierten Studierenden und gelangte so in die Studierendengruppe Kritische Initiative (KI).

Simon war aufgeschlossen und freundlich, nahm regelmäßig an den Treffen der KI teil und hielt sich im selbstverwalteten Kulturzentrum ZEP auf. Im Rahmen der Organisation der Castor-Protteste war er im Herbst 2010 in der Klimaaktionsgruppe Heidelberg anzutreffen und beteiligte sich an der Südblockade des Castors in Berg. Anfang Dezember organisierte er maßgeblich die Critical Mass Fahrraddemo in Heidelberg, die er auch selber anmeldete.

Simons Ermittlungsarbeit führte unter anderem zu einer Hausdurchsuchung bei einem seiner »Freunde« aus der KI, da dieser im Besitz illegaler Chemikalien gewesen sei. Dem Studierenden zufolge handelte es sich dabei um einen Chemiebaukasten.

Enttarnt wurde der Spitzel der Polizei durch einen Zufall. Eine Heidelberger Studentin lernte Simon im Sommerurlaub 2009 in Südfrankreich kennen. Dort plauderte er frei aus, er sei Polizist. Sie sah ihn auf der Castor-Südblockade im November 2010 wieder, sprach ihn jedoch nicht an. Anfang Dezember sahen sie sich auf einem Klezmer-Konzert in Heidelberg wieder. Am gleichen Abend bat Simon die Studentin, seine wahre Identität für sich zu behalten. Dieser Bitte wollte sie nicht nachkommen.

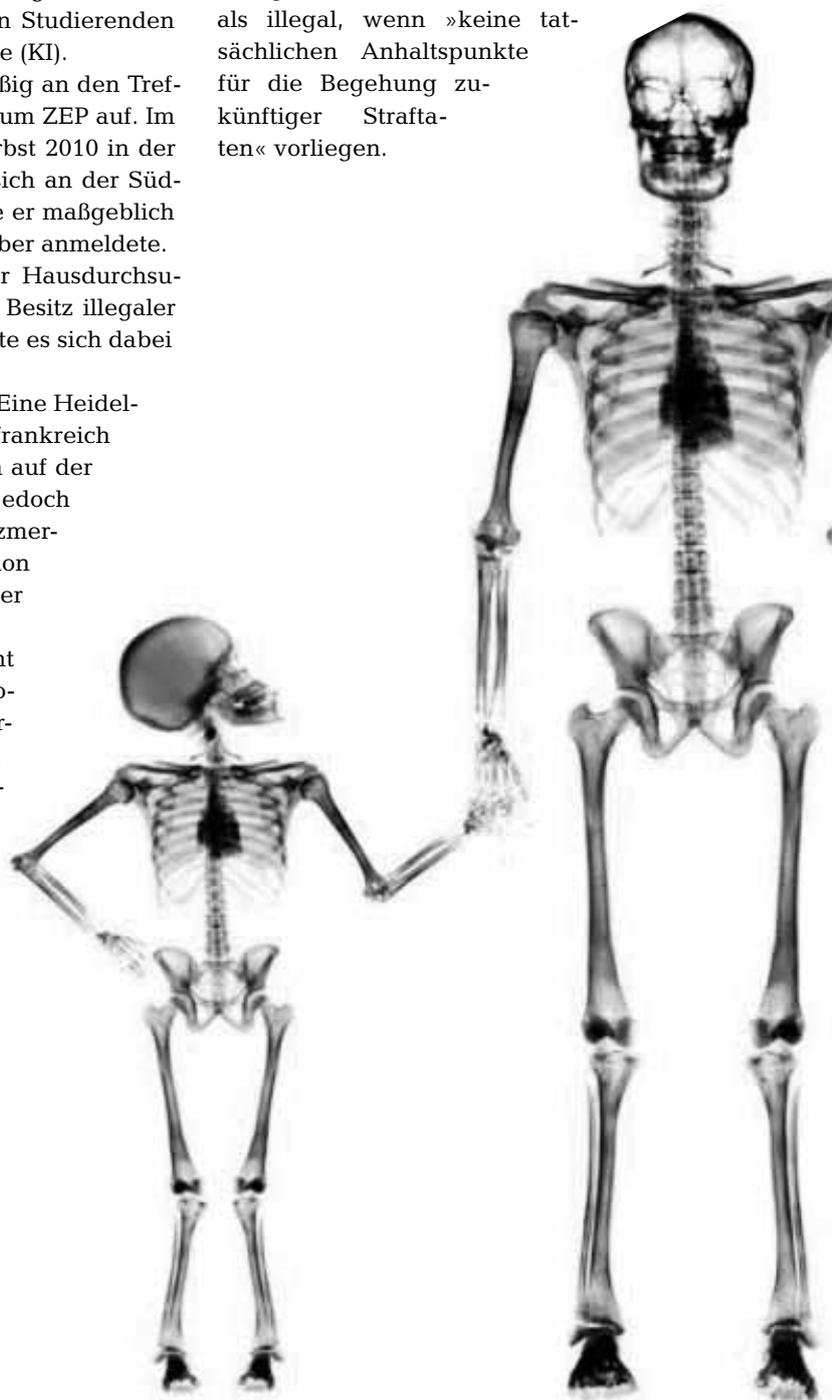
Im Café Orange konfrontierten ihn am 12. Dezember acht Studierende der KI mit seiner wahren Identität. Simon gab sofort zu, ein verdeckter Ermittler des LKA, Abteilung »540 Verdeckte Ermittlungen-Staatsschutz«, mit Spezialausbildung zu sein. Simon erstattete dem LKA in Stuttgart vierzehntägig Bericht und hielt darüber hinaus Kontakt zu zwei Beamten des Dezernats Staatsschutz der Heidelberger Polizei.

Eigenen Angaben zufolge war Simons Einsatzziel die Antifaschistische Initiative Heidelberg, doch nahm er an keinem Treffen der Antifa teil. Simons Mitarbeit in den Studierendengruppen wäre demnach lediglich ein »Mittel«, um sich dem eigentlichen Ermittlungsziel zu nähern. Dennoch gab Simon an jenem Abend im Orange an: »meine Aufgabe war, Akten von Personen und Strukturen anzufertigen.« Es wurden also gezielt Informationen von Personen gesammelt, gegen die kein Tatverdacht vorlag.

In einer Stellungnahme vom 17.01. auf eine Anfrage der Landtagsfraktion der Grünen bestätigt das Innenministerium (Drucksache 14/7375) den Einsatz eines verdeckten Ermittlers gegen »konkrete Zielpersonen der antifaschistischen/anarchistischen Szene und einzelne Kontaktpersonen dieser Zielpersonen«. Der Einsatz sei in Übereinstimmung mit

§ 22 und 24 des Polizeigesetzes Baden-Württembergs und »mit dem Ziel der Datenerhebung zur vorbeugenden Bekämpfung von Straftaten mit erheblicher Bedeutung« erfolgt, bei der auch personenbezogene Daten weitergegeben wurden. Einsatztaktische Daten wurden auch an andere Dienststellen weitergegeben. Der Innenminister Heribert Rech ließ weiter verlauten, dass der Leiter der Polizeidirektion Heidelberg den Einsatz anordnete.

Der Berliner Rechtsanwalt Sönke Hilbrans widerspricht und beschreibt in der Tageszeitung »Junge Welt« einen solchen Einsatz als illegal, wenn »keine tatsächlichen Anhaltspunkte für die Begehung zukünftiger Straftaten« vorliegen.



Die Kritische Initiative ist eine Studierenden-
gruppe, die sich vorwiegend mit bildungspoli-
tischen Themen befasst und maßgeblich an der
Organisation des bundesweiten Bildungsstreiks
beteiligt war. Über bildungspolitisch engagierte
Studierende wurden also personenbezogene Da-
ten gesammelt und weitergegeben. Da diese Stu-
dierenden nicht das Ziel des verdeckten Einsatzes
waren, sind die Daten ohne rechtliche Grundlage
zustande gekommen. Sie wurden ohne das Wis-
sen der Betroffenen gesammelt und können
von diesen nicht eingesehen werden.

Der Bildungsstreik bewegte
bundesweit hunderttau-
sende Studierende.

Diese Men-
schen wer-
d e n



durch den Einsatz Simon Brenners unter Generalverdacht gestellt, wobei die
Sammlung von Daten über Studierende, die sich kritisch mit der Bildungs-
politik Baden-Württembergs auseinandersetzen, jeder rechtlichen Grundlage
entbehrt. Sie widerspricht den Prinzipien des Rechtsstaats.

Annette Hornbacher, Direktorin des Instituts für Ethnologie an dem Simon
eingeschrieben war, sieht darüber hinaus »in der ethnologischen Maskera-
de die implizite Unterstellung, das Fach Ethnologie sei prototypisch für ge-
waltbereite Verfassungsfeinde und daher der ideale Rahmen für verdeckte
Ermittler.« Das Rektorat der Uni Heidelberg hat auf Anfrage bisher keine
Stellungnahme abgegeben. Bekannt ist, dass Simon bei der Einschreibung
ein gefälschtes Abiturzeugnis und einen gefälschten Personalausweis vorleg-
te. Unklar bleibt, warum diese nicht als Fälschung erkannt wurden.

Die von der verdeckten Ermittlung betroffenen Studierenden werden nun
mit Hilfe eines Anwalts eine Löschung der Daten beantragen und Schadens-
ersatz vom Land Baden-Württemberg fordern. Was jedoch bleibt, ist die per-
sönliche Enttäuschung derer, die Simon kannten, mit ihm befreundet waren,
ihm vertrauten. »Was macht das mit Menschen, die plötzlich merken, dass
ein guter Freund, von Anfang an berechnend agierte und dafür sorgte, dass
es jetzt einen Ordner mit dem eigenen Namen gibt?«, fragt sich eine der Be-
troffenen.

Laut Gesetz darf der »Kernbereich privater Lebensgestaltung« nicht Teil
der verdeckten Ermittlungen werden. Doch wie lässt sich dieser private Le-
bensbereich schützen, wenn »Freundschaften« eingegangen werden, wenn
die Informationsbeschaffung abends beim gemeinsamen Bier, in privaten
Wohnungen erfolgt, wenn der Ermittlende in Strukturen Einblick be-
kommen soll, die auf Vertrauensverhältnissen basieren?

Der Staat bildet hier Menschen dazu aus, Jahre ihres Lebens in
einer Maskerade zu verbringen, Kontakte nur aus Berechnung ein-
zugehen und entstehende »Freundschaften« immer aufs Neue zu
verraten. Die Einsätze sind oft über mehrere Jahre angelegt, was
besonders in einem persönlichkeitsbildenden Lebensalter zu
Identitätskonflikten führen kann. Die beiden anderen Fälle
verdeckter Ermittlungen im studentischen Milieu der letzten
20 Jahre endeten, weil sich die Ermittlenden nach Jahren
schließlich selbst zu erkennen gaben. In Hannover agierte
eine verdeckte Agentin des Verfassungsschutzes im AstA
der Universität. Nach vier Jahren offenbarte sie freiwillig
ihre »wahre« Identität gegenüber einer »Freundin«. In Tü-
bingen identifizierte sich der verdeckte Ermittler des LKA
derart mit seiner Rolle, dass er sich schließlich selbst ent-
tarnete, weil die Freundin seines »falschen Ichs« ein Kind
erwartete. Auch wenn Simon nur ein Jahr in seiner Mas-
kerade lebte, ist zu bezweifeln, dass er die Widersprüche
seiner zwei Identitäten zu vereinen vermag.

Es bleiben die Fragen: Will eine demokratische Gesell-
schaft diese Art von polizeilicher Ermittlung, bei der die
Untersuchten nichts von dem Verdacht gegen sie wissen,
bei der die Informationen durch den Aufbau von vorge-
täushtem Vertrauen an den Staat gelangen? Und wie
kann bei der Fülle an zugänglichen Daten sicher gestellt
werden, dass der Staat diese Möglichkeiten nicht dazu
nutzt, in großem Umfang »Akten« über kritische Gruppen
und Einzelpersonen anzulegen? Der Fall Simon Brenner
zeigt, dass eine derartige Kontrolle nicht vorhanden ist.

Reanimation des Geistes

Die Marsilius-Studien und der erhoffte Wandel der akademischen Kultur

Marsilius von Inghen, Gründungsrektor der Heidelberger Universität im Jahre 1386, war als Magister der sieben *artes liberales* und Doktor der Theologie mit nahezu allen akademisch relevanten Disziplinen seiner Zeit vertraut. Zu Recht könnte er, der sämtliche Curricula einer universitären Laufbahn durchschritten hatte, als Universalgelehrter bezeichnet werden. Die moderne Wissenschaft hingegen, für die Fortschritt und Spezialisierung eine feste Einheit bilden, lässt eine solche simultane Vermittlung von Wissensinhalten und Arbeitsweisen unterschiedlichster Fachbereiche, und damit auch die Heranbildung des genannten Typs Wissenschaftler, kaum noch zu.

In Heidelberg unternimmt seit 2007 eine Institution gezielt Schritte in Richtung zu mehr Austausch unter den Einzeldisziplinen. Konzipiert als »Center for Advanced Study« bemüht sich das Marsilius-Kolleg sowohl um den Dialog zwischen den einzelnen Wissenschaftskulturen als auch um die Realisierung interdisziplinärer Forschungsprojekte. Das Kolleg sieht sich als Ort der Begegnung und Zusammenarbeit für Wissenschaftler und empfängt jährlich zwischen 10 und 15 neue »Fellows«, die einer Zersplitterung der universitären Landschaft entgegenwirken sollen.

Um eine solche Kooperation auch in Zukunft zu gewährleisten, müssen deren Grundlagen weitervermittelt werden. So wurden erstmals zu Beginn des WS 10/11, auf Wunsch von Studierenden, die Marsilius-Studien an der Universität Heidelberg eingeführt. Der sogenannte »Ergänzungsstudiengang« hat zum Ziel, anhand konkreter Themen die Grundlagen dieser Zusammenarbeit anschaulich zu vermitteln. Dazu dienen »Brückenseminare«, Veranstaltungen zu einem Thema unter Leitung von mindestens zwei Dozierenden verschiedenster Wissenschaftsbereiche. Im Wintersemester ist das Spektrum breit gefächert: Die Seminare »Kognitive Entwicklung im Alter«, »Evolution« und »Praxisbezogene Wasserprobleme« spannen nicht nur inhaltlich den Bogen zwischen Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften, sondern führen vor Augen, wie scheinbar völlig disparate Disziplinen zueinanderfinden. So kommen in der Veranstaltung zur Evolution Zoologie, Botanik, Astrophysik und Theologie gleichermaßen zur Sprache.

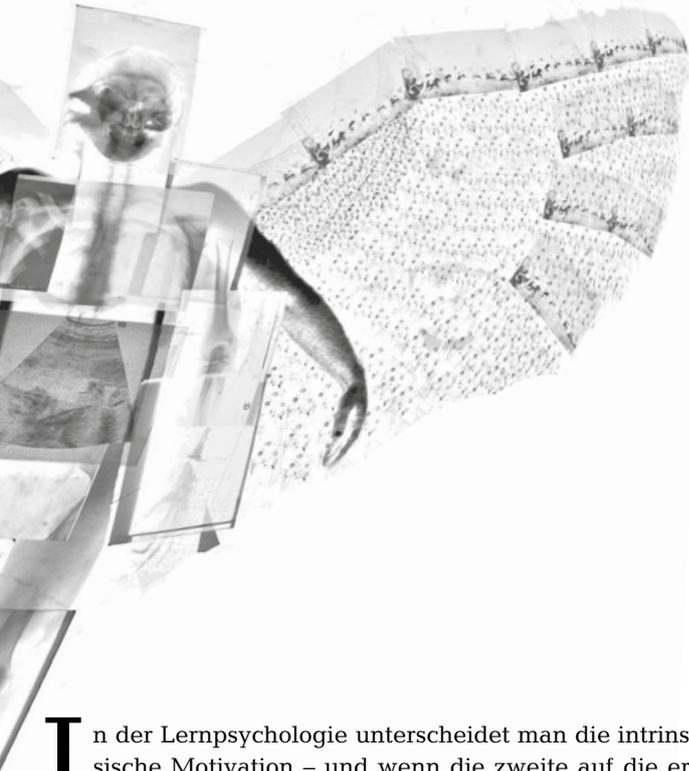
Dass reges Interesse an solch vermittelnden Seminaren besteht, verdeutlichen die insgesamt 69 Studierenden, welche die Möglichkeit zu fächerübergreifender Weiterbildung wahrgenommen und bisher durchweg positive Rückmeldungen gegeben haben – sehr zur Freude der Organisatoren, denen bereits der Anstoß von studentischer Seite höchst willkommen war. »Wir haben uns sehr gefreut, dass von den Studierenden selbst der Wunsch an uns herangetragen wurde, ein interdisziplinäres Zusatz-

angebot im Sinne des Marsilius-Kollegs einzurichten«, so Tobias Just, Geschäftsführer des Kollegs. Es sehe so aus, als ob der ergänzende Studiengang eine Lücke fülle, so Just weiter.

Dabei geht es den Verantwortlichen um weit mehr als den Studierenden den vielzitierten »Blick über den Tellerrand« zu ermöglichen. Mindestens ebenso zentral ist eine Art »Wiederbelebung des Geistes«, denn laut Tobias Just möchte das Marsilius-Kolleg »die Idee der Volluniversität mit neuem Leben erfüllen«. Dass ein Schlagwort wie »Volluniversität« oftmals nur eine leere Hülle ist und der lebendige Geist allzu oft in disziplinärer Starre verharrt, dafür spricht die von den Initiatoren des Kollegs festgestellte Kluft zwischen den großen Wissenschaftskulturen an der Universität, die ausschlaggebend für die Einrichtung der Heidelberger Institution war. Durch das Zusammenführen der Wissenschaften im Kolleg und an der Universität erhoffe man sich einen »Wandel der akademischen Kultur« dahingehend, dass »interdisziplinäre Zusammenarbeit ›über den Neckar hinweg« zu einem selbstverständlichen Teil wissenschaftlichen Lebens wird« (Just). Ein solcher Wandel ist denn auch unabdingbare Voraussetzung für eine Universität, die einem agilen Geist huldigt und sich programmatisch als »Volluniversität der Zukunft« versteht, womit sie abgeschottetes Spezialistentum dezidiert ausklammert. Erst wenn im Miteinander der Einzelwissenschaften der Blick auf größere Zusammenhänge gelenkt wird, kann von einer Universität als zukunftsweisender Einheit die Rede sein. Geist ist erst dann lebendig, wenn er Grenzen überschreitet. Wie dies in Zukunft verwirklicht wird, bleibt abzuwarten. Ein Anfang ist jedenfalls gemacht.

bw

»Zum letzten Mal Psychologie!«



In der Lernpsychologie unterscheidet man die intrinsische von der extrinsischen Motivation – und wenn die zweite auf die erste einwirkt, spricht man von einer Korrumpierung. Angenommen, Du interessierst Dich brennend für die Epoche der Aufklärung, hast eine Hausarbeit geschrieben über den Zusammenhang von Infanteriewesen und Aufklärungsphilosophie und kommst nun ans ›Ziel‹ Deiner universitären Ausbildung: die Abschlussprüfungen. Nun wiederholst Du mit viel Fleiß den Stoff, wälzt Studienbücher und Überblicksliteratur, schreibst prüfungsrelevante Stichpunkte feinsäuberlich auf Karteikarten, lernst Fakten über Fakten, erfüllst in den Prüfungen die gesetzten Anforderungen und erntest schließlich gute Noten. Dein Abschlusszeugnis attestiert Dir, dass sich Dein ursprüngliches Interesse reichlich gelohnt hat – nur eines ist seltsam: Dieses Interesse ist nun versiegt. Du wirst vielleicht im Schuldienst, wenn du Deutsch oder Geschichte unterrichtest, aus deinem früher akkumulierten Wissen schöpfen, aber dich nie wieder in Korrespondenzen der Aufklärungszeit oder in Spekulationen darüber vertiefen. Was ist passiert? In der Vorbereitung auf die Prüfung wurde deine intrinsische Motivation, dein leidenschaftliches Interesse, durch eine extrinsische ersetzt: das Examen – eine Korrumpierung. Das Wesen der extrinsischen Motivation besteht darin, dass sie auf ein äußerliches Ziel, die Belohnung des Mühsals, gerichtet ist (eine gute Note, den Abschluss, Lob und Bestätigung durch Institutionen). Sobald das Ziel erreicht ist, erlischt selbstverständlich auch die Motivation.

Dieses Problem tritt nicht erst bei der Abschlussprüfung auf. Solche Korrumpierungsprozesse kann man schon bei frisch eingeschulten Kindern beobachten. Die Lust zu lernen wird innerhalb weniger Monate ersetzt durch das Streben nach guten Noten und Lob. Irgendwann dominiert bei jedem Engagement der Gedanke an das WOZU und die Außenwelt verlangt eine Rechtfertigung. Was willst du mal werden? Diese Frage wird jedem Jugendlichen gestellt und er wird fortan darum bemüht sein, sie zu beantworten. Jeder wird das bei seiner Studienwahl gespürt haben. Aber auch bei der Entscheidung für ein Fach muss man sich eines vorgefertigten Angebots bedienen; Beispiel Fachkombinationen: Die Gründe für solche Kombinationen liegen nicht in den Fächern, sondern sind strukturell generiert; ökonomische Erwägungen stehen dahinter, die auch den Trend, das Studium berufsorientiert zu gestalten, vorantreiben. Um die Frage zu beantworten, was man will, muss man sich also durch das Nadelöhr institutioneller Strukturen quetschen: Welche Art Motivation ist dann noch möglich?

Schnell zu sein und erfolgreich, unversehrt am anderen Ende wieder herauszukommen: Die Motivation dazu ist das, was danach kommt, auch wenn man sich keine genaue Vorstellung davon machen kann. Alles was im Studium passiert, ist lediglich Vorbereitung oder nur lästige Notwendigkeit. Man ist schon korrumpiert, bevor man überhaupt eine Chance hatte, Interessen zu entwickeln, die intrinsische Motivation entfachen würden. Freiräume dazu werden strukturell zugebaut durch die Verkürzung der Studienzeit, Quantifizierung der Leistungsanforderungen, Anbiederung an Berufsmarktbedingungen.

In Pädagogik und Lernpsychologie wird oft die intrinsische Motivation als notwendige Voraussetzung betrachtet, nachhaltig Lernziele zu erreichen, Prüfungen zu meistern. Die Ratgeberliteratur zur Gestaltung und Bewältigung des Studiums trieft vor Huldigungen an dieses Prinzip. Es wird etwa empfohlen, für mündliche Prüfungen Themen vorzubereiten, die dem eigenem Interesse folgen. Dass es überhaupt anders sein kann, ist eine Wunderlichkeit, die kaum der Rede wert scheint. Tatsächlich hören wir aber immer wieder davon, dass Studenten solche Interessen nicht haben, oder dass Prüfer auf Themenvorschläge nicht eingehen und Standardthemen vorgeben. Beide Phänomene sind symptomatisch für eine Zielfixierung der Studienzeit, angesichts derer das schnell-hinter-sich-Bringen als einzige Motivation übrig bleibt. Das ist ein Extrem und dennoch üblich.

Und wahrscheinlich ist den meisten Studenten damit auch geholfen, weil ihre Entscheidungs- und Wertungsfähigkeit vollkommen vom Nutzenkalkül durchdrungen ist. Und diese Studenten würden unserer Kritik entgegen, dass sie eine absurde Anmaßung sei, weil ihr Maßstab das Ideal eines lebenslangen Studiums jenseits von existenziellen Sorgen und dem Druck des Arbeitsmarktes sei. Ganz richtig: Aber wenn ein Ideal nicht erreichbar ist, muss man nicht seinem Gegenteil huldigen. Unser aller Hochschätzung der freien Entfaltung der Persönlichkeit hat vielmehr zur Konsequenz, in Richtung des Ideals zu streben. Das ist natürlich pathetisch: Dagegen scheint das moderne Konzept vom Studium eher eine komische Parodie auf den Wert der Persönlichkeit zu sein. Studium wird als ein kurzer Lebensabschnitt verstanden, indem man das Privileg zu genießen hat, schnell irgendwas lernen zu müssen, das man dann später als Investition begreifen darf (siehe den Artikel zur SRH in der letzten UNiMUT-Ausgabe). So ist auch die erfolgreiche Selbstmotivation unseres Beispiels am Anfang letztlich der universitären Struktur zum Opfer gefallen.

Studium bedeutet aber etwas anderes: Sich einem Interesse widmen, mit Leidenschaft, mit Muse und in langer Weile, ohne Ziel, ohne Ende – dazu braucht man keine in drei Jahre gepferchte Bachelor-Module, dazu braucht man nur ein Leben.

jr,lk

Klimawandel im Prüfungsamt

An sonnigen Tagen im Prüfungsamt von Neuphilologie und Philosophie bedanken sich in den Sprechstunden die Absolventinnen und Absolventen für die eingehende Beratung, lebensrettende Fristverlängerung oder die persönliche aber professionelle Begleitung durch den angstbesetzten Prozess der Abschlussprüfung. An diesen guten Tagen freuen wir uns über die zahlreichen zeitnah eingegangenen, einfühlsamen, aufschlussreichen Gutachten. Wir finden Zeit, interessante Abschlussarbeiten auszusortieren und zu Hause zu lesen (z.B. über Vertonungen von Mallarmés Gedichten) und plaudern auf dem Gang beim Kaffee darüber, wie anstrengend Prüfungen für Studierende und ProfessorInnen sein müssen.

Manchmal, an sehr sommerlichen Tagen, staunen wir, wie gut unregulierte Abläufe funktionieren können. Kolleginnen und Kollegen kommen beispielsweise immer (ohne Überstundenausgleich, Wochenendzuschläge oder sonstige schriftliche Regulierungen) auch am Wochenende pünktlich morgens um halb acht zur Beaufsichtigung von Klausuren. An guten Tagen finden diese großen Klausuren in angemessenen Hörsälen im Neuenheimer Feld statt. Die EDV-Abteilung beglückt uns bei Sommerwetter manchmal mit der Erfüllung lang gehegter Wünsche wie der Ausgabe von Transkripten (in denen sich selbst an den besten Tagen Fehler finden lassen) als Word- anstatt als Pdf-Dokument.

Weniger schöne Tage beginnen mit verbogenen Heftklammern im Tacker, Papierstau im Kopierer, der Sanduhr auf dem Bildschirm (E-Mail kaputt, HIS-POS heute in Zeitlupe, Rechenfehler bei der Zeugnisnote). An miserablen Tagen müssen wir Stellungnahmen für Gerichtsprozesse um Prüfungsverfahren schreiben. Es schneien vielleicht Anforderungen englischer Transkripte herein (übersetzen Sie schnell amtlich korrekt den Kurstitel »japanische Stellschirmmalerei« ins Englische, Antwort bitte gesiegelt & gescannt per E-Mail). Meist gehen solche Tage glimpflich ab, möglicherweise mit Tiefpunkten wie dem Fehlschlagen unserer Proteste gegen die Zuteilung suboptimaler Hörsäle für Magisterklausuren (z.B. mitten in einer lärmenden Baustelle mit defekten Heizungen).

Manchmal gibt's auch Gewitter: wenn zum Beispiel AbsolventInnen dringend ihre Abschlusszeugnisse benötigen, zu denen aber noch Gutachten oder Noten fehlen. Das Prüfungsamt kann dann nur wiederholt bei den Prüferinnen und Prüfern nachfragen (in deren Urlaubszeit möglicherweise das Einreichen der Arbeit fiel) und sich bei den Studierenden entschuldigen – harte Fristen für Begutachtung und Benotung sind oft nicht festgelegt. Es scheint auch kaum sinnvoll, solche Fristen für Abschlussarbeiten einzuführen und diese generell unter Zeitdruck benoten zu lassen. Andererseits werden für Bewerbungen (z.B. zu weiterführenden Studiengängen) sehr schnell Zeugnisse benötigt.

Manche Fächer richten Anmeldefristen und Zeitkorridore für Prüfungen ein. So können sie die Termine fürs Einreichen von Abschlussarbeiten besser absehen und sich selbst festen Korrekturfristen unterwerfen.

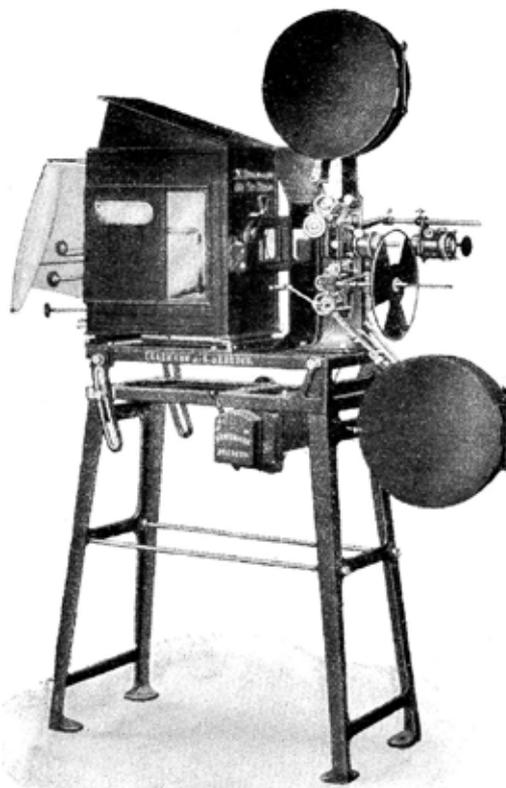
Aber in modularen Studiengängen kommt es nicht mehr nur aufs rechtzeitige Vorliegen der Abschlussnoten an, wenn ein Zeugnis schnell ausgestellt werden soll. Dort ist der Prüfungszeitraum beinahe aufs gesamte Studium ausgedehnt, und ein guter Teil der Abschlussnote wird aus den Noten der erworbenen Scheine berechnet. Damit sind gewichtige Verbesserungen verbunden – früher fielen z.B. alle studienbegleitenden Glanzleistungen unter

den Tisch und allein die Abschlussprüfungen zählte. Wie viele sonnige Tage werden wir im Prüfungsamt haben, wenn die Berechnung der Zeugnisnote zukünftig von allen Noten abhängt?

Für eine langfristige Wettervorsage ist nicht der richtige Zeitpunkt. Das zukünftige Klima wird aber sicher stark davon abhängen, wie geschickt die Universität die Umsetzung der Modernisierungen und Verbesserungen plant. Ohne Investitionen in die Organisation ist vieles nicht umsetzbar: zur Berechnung und Gewichtung der Abschlussnoten muss jede(r) Lehrende jede einzelne Note mit Modul, Studiengang, Datum und Anzahl der Leistungspunkte in mehr oder weniger labyrinthische Datenbanken eintragen – in großen Fächern ein gutes Stück fehleranfälliger Arbeit (wenn ein Prof. beispielsweise eine Vorlesung und drei Seminare unterrichtet, kommen schnell zwei- oder dreihundert Noten pro Semester zusammen). Auch müssen die Datenbanken betreut, kontrolliert und Fehler bei Bedarf korrigiert werden. Solange nicht alle Noten korrekt und vollständig verbucht sind, kann die Abschlussnote nicht berechnet und damit auch kein Zeugnis ausgestellt werden.

Die Prüfung ist ein sensibler Prozess, in dem die fachliche Leistung von Studierenden fair, genau und begründet beziffert werden soll. In modernen, modularen Studiengängen ist dieser Prozess beinahe aufs gesamte Studium ausgedehnt. Die gute Prüfungsverwaltung gewährleistet Fairness, Vergleichbarkeit und Transparenz der Bewertungen. Der Umbau der Studiengänge (die Modularisierung des Lehramtsstudiums hat ja gerade erst begonnen) stellt dabei gewaltige, steigende Anforderungen an die Organisation in den Fächern und Prüfungsämtern.

von Heiko Jakubzik
Leiter des Gemeinsamen
Prüfungsamtes der Philosophischen
und Neuphilologischen
Fakultät



In der Druckfassung derselben UNiMUT-Ausgabe ist eine gekürzte Version dieses Artikels zu lesen. Die Kürzung wurde von der Redaktion vorgenommen. Dem Verfasser habe ich die gekürzte Version vor der Drucklegung nicht mitgeteilt. Das Resultat unserer Kürzung hat sich als mißglückt erwiesen. Deswegen wird in dieser Online-Version der vollständige Text von Heiko Jakubzik wiedergegeben. Ich bitte denselben um Entschuldigung für unsere Fehlleistung.

lk

Auf dem Prüfstand

Zwei PrüferInnen der Uni Heidelberg über mündliche Abschlussprüfungen

Anstehende Prüfungen sind lästig - darin dürften sich die meisten Prüflinge und Prüfenden einig sein. Aber was für ein Hochgefühl, wenn eine Prüfung nicht nur gut, sondern sehr gut läuft! Wenn es dem Geprüften gelingt, sein Wissen optimal darzustellen, sich aufgenommen zu fühlen in den Kreis der Experten.

In meinen Prüfungen im Fach Pädagogische Psychologie gebe ich den Geprüften die Möglichkeit, sich in einem 5-minütigen Vortrag warm zu reden. Wenn sich in dieser Phase schon Schwierigkeiten ergeben, z. B. wenn grundlegendes Lehrbuchwissen nicht reproduziert werden kann, dann wird es schwer, auf eine Ebene zu wechseln, auf der anspruchsvollere Fragen gestellt werden können. Denn wie soll analysiert und bewertet werden, wenn nicht mal das Aneignen der Fakten funktioniert hat?

Und dann gibt es natürlich noch diejenigen, die tatsächlich auf Lücke gelernt haben, in ihrem Spezialthema aber glänzen. Wir nennen das das Hauptstraßenkriterium: Ein Prüfling muss, damit er die Prüfung besteht, mehr wissen als eine beliebige Person, die wir von der Straße hereinbitten.

Damit das nicht passiert, versuche ich die Prüfungsanforderungen transparent zu machen. Die Studierenden können sich informieren, indem sie meine Internetseite besuchen, in der Sprechstunde Fragen klären und, nicht zuletzt, meine Lehrveranstaltungen besuchen, um mal zu sehen, wie ich so über die Dinge denke. Eine gute Prüfung verläuft im Vorfeld meist unauffällig. Die Kandidaten haben sich über die Anforderungen informiert und haben ihren Stoff gelernt. Sie kennen die Literatur und können Sachverhalte analysieren und kritisch bewerten. Schwierigkeiten bekommen Prüflinge erst dann, wenn die Fragen es erfordern, Querbeziehungen zwischen den Themen herzustellen. Hier unterscheidet sich eine gute Prüfung von einer sehr guten oder exzellenten Prüfung. Eine Prüfung kann durch verschiedene Aspekte exzellent werden. Zum Beispiel wählen sich manche Prüflinge Spezialthemen, die ein bisschen mehr Mühe bei der Vorbereitung bedeuten. Sehr gut kann es Prüflingen auch gelingen, die Prüfungsthemen mit eigenen Erfahrungen, etwa in Praktika, zu verknüpfen, und so die Nützlichkeit und Praxistauglichkeit wissenschaftlicher Theorien unter Beweis zu stellen. Wenn sie an Stellen kommen, die ihnen Probleme bereiten, dann versuchen sie nicht, diese Probleme zu verschleiern, sondern sprechen diese an, z. B. „Das fand ich auch erst komisch.“ Exzellente Prüfungskandidaten haben sich zu den Themen ihre eigene Meinung gebildet, die sie mit Fakten begründen können. Dort wo die Fakten nicht mehr ausreichen, benennen sie ihre Werthaltungen und Prioritäten, um ihre Position zu erläutern.

Nach einer exzellenten Prüfung habe ich als Prüferin den Eindruck, einem frisch gebackenen, neuen Experten ein Gütesiegel, eine Empfehlung mit auf den Weg zu geben. Ich bin sicher, dass diese Person der Disziplin Ehre machen wird, sie weiterentwickeln wird, ob in der Praxis oder in der Forschung.

von Birgit Spinath

Professorin für Pädagogische Psychologie der Uni Heidelberg

In einer Prüfung kommt es eigentlich auf zwei Aspekte an: zum einen, dass die Prüflinge einen bestimmten Stoff und ein bestimmtes Denken vorführen und zeigen, dass sie es beherrschen; zum anderen ist eine Prüfung aber auch immer eine Prüfung der Verhaltensweise von Leuten in einer Prüfungssituation. Denn es kommt vor – nicht häufig –, dass Leute mit der Situation selber nicht klar kommen und deshalb, obwohl sie sie sich gut auskennen, ihre Kenntnisse nicht transportieren können. Interessant ist, dass man sich Prüfungen in der Regel so vorstellt, dass nur der Prüfling geprüft wird. Im Hintergrund steht aber genauso der Prüfer auf dem Prüfstand. Es ist selbstverständlich im Interesse eines Prüfers, dass der Prüfling das, was er weiß – wie gut das auch immer sein mag –, auch tatsächlich reportieren kann. Insofern ist die Fähigkeit eines Prüfers, den Prüfling in die Lage zu bringen, seinen Kenntnisstand auch tatsächlich artikulieren zu können, immer auch eine Herausforderung für den Prüfenden selber. Die meisten Studenten übersehen durch das hierarchische Gefälle der Prüfungssituation dieses reziproke Verhältnis: es wird nicht nur von oben nach unten etwas abgerufen, sondern auch von unten nach oben eine Aufgabe gestellt. So spielen die oben genannten zwei Aspekte beim Prüfer gleichermaßen eine Rolle: Ist der Prüfer in der Lage, ein vernünftiges Prüfungsgespräch einzuleiten, an den Stellen, an denen es klemmt, auch tatsächlich Brücken herzustellen, damit das Gespräch psychologisch nicht blockiert wird und ist er überhaupt in der Lage, sich auf so eine Situation vernünftig einzustellen? Ich habe schon Prüfungen erlebt, in denen Co-Prüfer nervöser waren als der Prüfling, weil sie nicht genau wussten, wie sie ein Gespräch – etwa bei abgelegenen Prüfungsthemen – einleiten und weiterführen können.

Ich bin der Meinung, dass das in der Prüfung Wahrgenommene besonders dann von Bedeutung ist, wenn man die Leute, die man prüft, vorher noch nicht in Seminaren u.ä. kennen gelernt hat. Das heißt, die Prüfungen werden um so wichtiger, je verschulter das Studium wird und je weniger lang man Menschen in ihrem Ausbildungsgang beobachten und ihnen helfen kann, ihre Kenntnisse zu erweitern. Bei Studenten, die man über zwei, drei Jahre durch Seminare und Hausarbeiten betreut hat, weiß man im Wesentlichen schon, was sie auf dem Kasten haben. Dafür sind Prüfungen eigentlich nicht nützlich. Sie sind es jedoch, wenn vorher kein Gedankenaustausch stattgefunden hat. Dann muss ich so etwas wie eine Zertifizierung – im positiven Sinne – geben, damit der Prüfling eine Bestätigung seines Wissens erfährt, eine Art verbürgtes Selbstvertrauen. Dann erzeugt die Prüfung aber viel größeren Druck und kann schief gehen. Grundsätzlich ist die Frage, ob eine Prüfung sinnvoll ist, von der Persönlichkeit abhängig. Es gibt Leute, für die es extrem wichtig ist, zertifiziert zu werden, und natürlich auch Institutionen, die Wert darauf legen, zu zertifizieren. Wobei ich fast sicher bin, dass bei einer beruflichen Anstellung Prüfungsnoten fast nie den Ausschlag geben. Sie ermöglichen eine grobe Orientierung. Mit Hilfe der Note wird eine Vorauswahl getroffen, nicht mehr, nicht weniger. Wenn man diese Hürde übersprungen hat, kommt allererst so etwas wie ›Persönlichkeit‹ ins Spiel.

von Roland Reuß

Professor für Neuere deutsche Literatur der Uni Heidelberg

»Ich hab meine Wohnung in Heidelberg verloren...«

Schattenseiten einer viel besungenen Stadt

Es ist fünf Uhr, ein später Samstagnachmittag im November. Markus hat die vierte Tasse Kaffee vor sich stehen. 20 Cent, das ist der Unkostenbeitrag, den die Bahnhofsmision erhebt. Auch andere nehmen das Angebot wahr: Ein älterer Herr in abgewetztem Jackett mit Sandalen an den Füßen, ein Mitt40er in Patchwork-Jacke, mit Augenklappe, und ein Mann mit Kind, die etwas verloren wirken in der beklemmenden Stille und dem Geruch von Zigarettenrauch und lackem Bier.

Draußen an den Gleisen passieren Reisende, ziehen gehetzt Trollis durch die Eingangshalle. Auch Markus hat Gepäck im Anschlag, eine alte Sporttasche, aber seine Reise ist schon vorbei: Endstation Obdachlosigkeit. Fünfzehn Jahre lang war er LKW-Fahrer, doch dann meldet das Transportunternehmen, bei dem er angestellt war, Konkurs an. Gleichzeitig trennte sich seine langjährige Partnerin von ihm. Einsamkeit und Perspektivlosigkeit machten ihm zu schaffen, immer öfter griff er zur Flasche. Schließlich musste er aus seiner Wohnung ausziehen, da er die Mietkosten nicht mehr alleine aufbringen konnte.

Auf die Frage, wo er nun schläft, reagiert er mit Entrüstung. In Heidelberg gibt es das Wichhertheim in der Plöck als Anlaufpunkt für deutsche Wohnungslose, die einen Schlafplatz suchen. Wie in vielen Städten werden MigrantInnen ohne deutschen Pass nicht aufgenommen. Drei Tage kann man sich dort einquartieren, wenn man in den Werkstätten arbeitet, hat man Aussicht auf langfristige Bleibe. Allerdings hat Markus dort grenzwertige Erfahrungen gemacht: Die Personen werden in ein Mehrbettzimmer gepfercht, Gewalt, Gestank und Angst, sein letztes Hab und Gut zu verlieren, prägen die Stimmung: An Schlaf ist nicht zu denken. Markus schläft lieber unter Brücken und im Wald, allerdings muss er auf Ausweichmöglichkeiten zurückgreifen, wenn der Frost kommt. Die Stadt stellt jeden Winter Container für Wohnungslose auf, bei Minusgraden dulden die Sicherheitskontrollen in der Bahnhofshalle Heidelberg Obdachlose – in Mannheim nicht. In der Bahnhofshalle wird auch für Sicherheit gesorgt, während in der Stadt dauernd die Gefahr besteht, von Betrunknen angepöbelt oder verprügelt zu werden. Außerdem ist das Schlafen auf öffentlichen Plätzen nicht gestattet, und wer das Bußgeld mehrmals nicht zahlen kann, muss seine Strafe im Gefängnis absitzen. Weitere Schlafmöglichkeiten in Heidelberg bietet Obdach e.V., ein Verein für betreute Wohngruppen. Er übernimmt Verantwortung für alleinstehende mittellose Menschen, indem er 37 Wohnungen, Betreuung durch Sozialarbeiter und zudem Beschäftigung bietet: Wartungs- und Reparaturarbeiten sowie die eigenständige Produktion und Herausgabe des »OBDACH-Blättl – Heidelbergs einzig echte Obdachlosenzeitung«.

Armut hat in Heidelberg nicht nur das Gesicht der Obdachlosigkeit, wie sie Markus erlebt. Auch Harz-4-EmpfängerInnen und arme Rentner sind von ihr betroffen. Die 75-Jährige Doris ist eine von ihnen. Sie ist Stammgast im Manna Cafe in der Plöck, einer diakonischen Einrichtung, die morgens das Vortagsgebäck umliegender Bäckereien für kleines Geld verkauft. Ihr exzentrisches Auftreten steht in krassem Kontrast zu ihren finanziellen Mitteln. Sie kramt stolz die Abzüge eines Phototermins aus ihrem Portemonnaie, auf denen sie in trashigen Kostümen Pose steht – andere Geschichten erzählen jedoch ihre tiefen Falten. Sie zeichnete ein Schlaganfall vor drei Jahren: Er ereilte sie, nachdem sie mehrere Monate für ihren alkoholabhängigen Sohn überfällige Rechnungen und Mahnungen durchgearbeitet hatte. Dieser wohnte mit seiner kleinen Tochter in Eppelheim in einem Kellerzimmer mit Blick auf die Hausfassade der Nachbarn. Nun, drei Jahre später, hat er vom Sozialamt eine angemessenere Bleibe zugewiesen bekommen und Lorelei konzentriert sich

auf soziale Kontakte: Wöchentlich trifft sie sich mit anderen Mittellosen zum Trommelspiel im Hinterhof des Manna-Cafés. Auch Beate, ehrenamtliche Manna-Mitarbeiterin, nutzt das Angebot. Sie war selbst jahrelang Alkoholikerin und wurde durch ein Suchtprogramm des Blauen Kreuzes abstinent, das viele Heidelberger Süchtige auffängt und versucht, ihnen einen neuen Lebensstart zu ermöglichen. Um Zwölf Uhr hält sie eine kleine Ansprache um den Resignierten im Sinne des Philosophen Heraklit Mut zuzusprechen: »Man steigt nie zweimal in denselben Fluss«, es gibt immer die Hoffnung auf bessere Zeiten. Sie hat es selbst erlebt.

Neben Manna gibt es weitere Anlaufstellen für Menschen, die mit der Armut kämpfen: Der Laden Brot und Salz der Diakonie bietet eine Tafel, die das ausrangierte Essen aus Supermärkten vergünstigt weiterverkauft. Allerdings berechtigt nur ein Heidelberger Pass zum Einkauf. ImmigrantInnen haben also keinerlei Möglichkeit, sich hier zu versorgen. Weitere wichtige Anlaufstellen sind die Kleiderkammer des Deutschen Roten Kreuzes und die Wohnungslosenhilfe SKM. Hier wird mittags eine günstige Mahlzeit angeboten und es gibt Sanitäreinrichtungen, doch auch darüber hinaus zeigt sich der Verbund aktiv: Im Mai 2010 fanden hier DemonstrantInnen Verköstigung und Logis. Dass das Jahr 2010 von der europäischen Kommission zum Jahr gegen Armut und Ausgrenzung ausgerufen wurde, war ihr Anknüpfungspunkt. Ihr Wahlspruch: »Wir sind laut, wir sind hier, bis zum Ende von Harz 4«. In der Ausgabe der Obdachlosenzeitung im Juli darauf titelten ebenfalls empörte Betroffene: »Harz 4 positiv«. Zu einem weiteren Eklat führte die neue Festlegung des Harz-4-Satzes im September. Redakteure der Obdachlosenzeitschrift schreckten nicht vor Vergleichen mit dem Naziregime zurück: Auf einem Plakat im Verschnitt der 30er sieht man unter der Parole: »Wollt ihr den totalen Kapitalismus?« einen kämpferischen Guido Westerwelle, dessen Körperhaltung Affinitäten mit Hitler aufweist.



Die allgemeine Verbitterung zeichnet sich deutlich ab, schwarz auf weiß in der Heidelberger Obdachlosenzeitschrift, bunt gemischt in Demonstrationen auf der Straße. Obdachlose und andere arme Menschen sind die Leidtragenden einer immer mehr auf Effizienz getrimmten Arbeitswelt, kommen unter die Räder einer rastlos ratternden Profitgesellschaft. Einmal aus dem System gefallen, ist es eine echte Hürde den Aufsprung wieder zu schaffen. Plötzliche Arbeitslosigkeit, Familienschicksale, Misshandlung, misslungene Resozialisierungsversuche nach Gefängnisaufenthalten sowie Suchtprobleme werfen viele Betroffene aus der Bahn. Meist kommen viele Faktoren zusammen, Schicksalsschläge dämpfen die Motivation, sich seinen Weg gegen Hindernisse zu erkämpfen. Viele Betroffene geraten in einen Teufelskreislauf aus Sucht und Isolation, der sie immer weiter ins Elend und in den alltäglichen Wahnsinn treibt. Weil sie sich im Stich gelassen fühlen und sich ihrer Abhängigkeit von karitativen Organisationen schämen, prangern viele den Staat an: Staatliche Institutionen und WürdenträgerInnen werden der Verschwörung bezichtigt, die Polizei wird als kriminelles Kartell verteufelt. Für diejenigen, die die Motivation aufbringen, sich wieder in die Gesellschaft einzugliedern, ist jeder

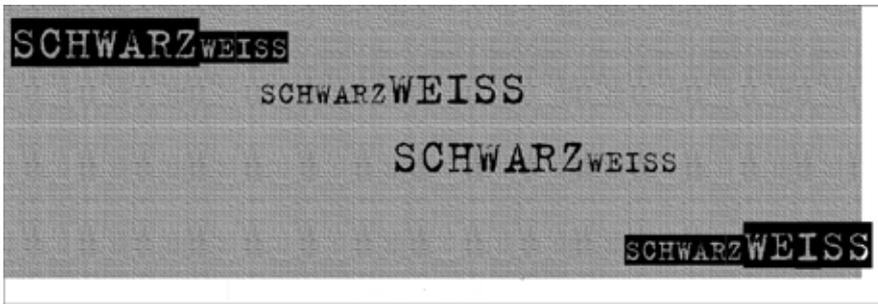
Schritt Sisyphusarbeit: Nicht nur der Teufelskreis von Sucht und Isolation muss durchbrochen werden, auch die sich gegenseitig bedingende Suche nach Wohnung und Arbeit muss bewältigt werden. Tatsächlich liebäugeln viele mit dem Existenzialismus im Sinne eines Befreiungsaktes von Eschatologien und ideologischen Konstrukten, da dieser ihrer Außenseiter-Existenz einen Sinn zuspricht. Viele Obdachlose verklären ihre hoffnungslose Situation jedoch auch gerne mit philosophischen Ideen. Der Obdachlose Torsten betont im Interview für die Heidelberger Obdachlosenzeitung dennoch: »Aber in Armut steckt ja auch das Wort Mut- den Mut darf man nicht verlieren.«

tp,as

Heidelberg observiert

Von Zeit zu Zeit passieren bemerkenswerte Dinge. In diesem Falle dreht es sich um einen netten Mann in einer doch recht seltsamen Situation, denn er sitzt seit eineinhalb Jahren im Auto. Neulich, nach Einbruch der Nacht entdeckte ich in der Alten Eppelheimer Straße den mir bereits bekannten Kombi samt menschlichem Inhalt, dort wo die Straße die erste Biegung nach Links macht. Der Kombi der Marke Skoda parkt zwischen Hotelanlage und Mini-Dreieckspark, so dass sich ihm ein guter Blick sowohl auf die Gebäude, vor allem die Tiefgaragen der Polizei und des Landratsamts und einem Teil (der Schloserei) der Stadtwerke eröffnet. Neulich nahm ich mir ein Herz, klopfte ans Fahrerfenster und fragte, was er denn dort mache? Arbeiten. Und zwar schon seit eineinhalb Jahren. Ob dies etwas mit dem Gebäude der Polizei zu tun habe? Ich gehe richtig in der Annahme, dass er etwas bewache. Ob es nicht eine sehr traurige und langweilige Arbeit sei, seit eineinhalb Jahren im Auto zu sitzen und zu gucken? Das Geld stimme. Ob ich wissen dürfe, was es denn hier zu bewachen gebe? Nein, das gehe dann zu weit, das dürfe er nicht sagen. Später dachte ich mir, dass es durchaus lustig sein könnte, ein kleines Kind oder einen Bekannten in Kapuzenpulli des Nachts mit der Nachricht »Sagen Sie ihrem Chef, es ist aus« oder »Sie können jetzt nichts mehr ausrichten« vorbeizuschicken. Mir wurde dies mit Hinweis auf die doch eher hohe Sensibilität der Exekutive für derartige Themen (man denke z.B. an das lustige Theater im Schauspielhaus Bahnhof, so einer seinen Koffer liegen lässt) aus dem Kopf geschlagen. Der Mann war übrigens sehr freundlich und ich gehe davon aus, dass er sich anstelle des beschriebenen Nachrichtenübermittlers eher über den ein oder anderen Besuch freuen würde. Vielleicht ließe sich ein Essen auf Fahrrädern oder ein Kaffeeservice einrichten? Freundlichst, Anonym.





Viele afrikanische, ehemals kolonisierte Staaten feierten 2010 ihre 50jährige Unabhängigkeit, viele amerikanische Staaten das 200. Jubiläum der nationalen Autonomie. Mexiko, Argentinien, Chile, Ecuador, Uruguay, aber auch Mali, Kamerun und Uganda. Und wir fragen uns: Was bedeutet Unabhängigkeit? Für wen bedeutet es überhaupt etwas? Ist das Ereignis der Unabhängigkeit so radikal anders als alles Vorherige? Konstruiert dieser Moment nicht auch sehr geschickt nationale Identitäten? Dem Begriff nähern wir uns zunächst in einer neuen Ausgabe des »schwarzweiss-Lexikon« an. Auf den nächsten Seiten haben wir einige Perspektiven aus den »Jubiläumsstaaten« eingefangen.

Unabhängigkeit, die; [»unabhängig *adj. adv., gegentheilig von abhängig. dieses, von abhängig abgeleitet, ist in der sinnlichen bedeutung acclivus gegen 1480 [...] bezeugt. seit dem 17. jh., eigentlich wohl erst im zusammenhang mit der aufklärungsphilosophie [...]: unabhängig ersetzt nun das ältere unangebunden«; Jakob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch]*

Der Begriff *Unabhängigkeit* existiert vor allem in Kontrast zu seinem Gegenteil, der *Abhängigkeit*. Es werden zwei einander ausschließende Einheiten geschaffen, die in einer ungleichen Beziehung zueinander stehen. Beiden Begriffen ist gemeinsam, dass sie nicht ohne den anderen existieren können, denn sie brauchen beide die Erklärung, wovon sie abhängen, beziehungsweise wovon sie sich unabhängig gemacht haben. In dieser Beziehung wird dem »Unabhängigen« Akteurscharakter zugeschrieben, während dagegen das »Abhängige« als passives Objekt erscheint.

Unter *Unabhängigkeit* wird eine Situation verstanden, die endgültig und absolut ist. Sie bezeichnet den Zustand nach einem Bruch, der die *Abhängigkeit* gewaltsam in ihr Gegenteil verkehrt. *Abhängigkeit* wird dabei per se negativ konnotiert, *Unabhängigkeit* durchweg positiv. In der europäischen Philosophietradition wird *Unabhängigkeit* mit der Freiheit des Individuums von äußeren Zwängen gleichgesetzt. Im politischen Zusammenhang wird der *Unabhängigkeits*begriff von der Ebene des Individuums auf die des Staates übertragen. Er meint dann die geglückte Abnabelung einer ehemaligen Kolonie von der Kolonialmacht. Dazu gehören auch eine eigene Verfassung, eigene Gesetze, eine eigene Regierung und Verwaltung.

Diese beiden Bedeutungen des Begriffs, die politische und die philosophisch-individuelle, verschmelzen in der Alltagssprache. Dann wird die rechtliche Souveränität eines Staates gleichgesetzt mit der Freiheit seiner Bürger – nicht unbedingt seiner Bürgerinnen. Im Gegenteil benötigt die Souveränität eines Staates häufig geradezu die Unterordnung seiner Individuen unter staatliche Regeln, Gesetze und Normen. *Unabhängig* sind dabei zunächst diejenigen, die über diese Gesetze entscheiden. Oft wurden die *Unabhängigkeiten* von Eliten erklärt, die die Macht hatten, ihre Politik durchzusetzen. Dabei spielten Hautfarben, ethnische Zuschreibungen und das Geschlecht

fast immer eine große Rolle bei der Konstruktion nationaler Identitäten. Politische *Unabhängigkeit* schließt also nicht automatisch die *Unabhängigkeit* aller Akteure (oder gar aller Akteurinnen, der Kinder, der Armen etc.) mit ein – höchstens als Utopie und Denkmodell.

Dem durch einen Bruch herbeigeführte Zustand der *Unabhängigkeit* steht der Begriff der Dekolonisierung gegenüber. Dieser bezeichnet weniger eine Perspektive der Kolonie, sondern zeigt die Sicht und den noch immer geltenden Machtanspruch des kolonisierenden Staates auf: Dekolonisierung meint einen prozessualen Übergang von einem binär gedachten Modell »Kolonie – unabhängiger Staat«.

Kolonialismus kann mindestens zweierlei bedeuten: eine politische Situation der formalen Herrschaft und *Abhängigkeit*, aber auch eine kulturelle und psychologische Dimensionen; kurz: Kolonialismus, der im Kopf stattfindet. Das theoretische Konzept des Postkolonialismus versucht diese zweite Ebene sichtbar zu machen, indem die Folgen der Kolonialisierung für die Kultur und das

Denken der Betroffenen Gesellschaften in den Mittelpunkt gerückt werden. Damit sollen koloniale Strukturen aufgedeckt werden, die auch nach Ende der formalen Kolonialherrschaft weiter bestehen können.

Postkoloniale TheoretikerInnen gehen davon aus, dass nicht nur die Kolonien, sondern auch die KolonialherrscherInnen vom Kolonialismus geprägt sind. Die Trennlinie zwischen denjenigen, die kolonisiert wurden, und denjenigen, die kolonisiert haben, verschwimmt damit. Die Macht-

beziehungen zwischen *Unabhängigen* und *Abhängigen* werden aufgeweicht. Postkolonialismus ist ebenso wie Dekolonisierung ein ständiger Prozess, jedoch einer, der vielleicht nie abgeschlossen sein wird. Es ist ein stetes Ringen um die Frage, wie die Individuen der Kolonie selbst, aber auch die der (ehemaligen) Kolonialmacht mit dem Kolonialismus umgehen können. Postkolonialismus bezeichnet also kein zeitliches Nach (Post). Stattdessen soll ein Darüberhinaus und Jenseits des Kolonialismus gestaltet werden.

Caroline Authaler, Jan Diebold, Carolin Liebisch, Miriam Österreich, schwarzweiss Heidelberg

Unabhängigkeitsjubiläen in Lateinamerika und Afrika – Ein Vergleich

Erinnerung verklärt. Jährliche Unabhängigkeitstage, die Verehrung antikolonialer Nationalhelden und die Jubiläumsfeiern ganzer Kontinente (200 Jahre Unabhängigkeit in Lateinamerika, 50 Jahre Unabhängigkeit in Afrika) lassen den Eindruck entstehen, Dekolonisation ließe sich auf ein Ereignis oder ein Datum festlegen. Dies entspricht jedoch nur sehr begrenzt der historischen Realität.

Das Ende der im 15. Jahrhundert beginnenden Kolonialherrschaft von Spanien und Portugal in Lateinamerika zeigt beispielhaft, dass Kolonialmächte während ihrer 300jährigen Geschichte permanent mit den verschiedenen Formen von indigenem Widerstand zu kämpfen hatten. Dieser bewahrte zahlreiche kulturelle Freiräume, zumal große Teile des Kontinents gar nicht in Kontakt mit den europäischen Eroberern kamen.

Die Nachfahren der iberischen Siedler, die so genannten Kreolen, nutzten die Besetzung der Iberischen Halbinsel durch Napoleon, um sich ab 1811 für unabhängig zu erklären. In dem ausbrechenden Unabhängigkeitskrieg ging es dementsprechend nicht um die Befreiung der Indigenen, vielmehr sollte eine Revolution der nicht-weißen Unterschicht, wie sie kurz zuvor auf Haiti stattgefunden hatte, unbedingt verhindert werden.

Die neu entstehenden Nationalstaaten unterlagen gänzlich der Deutungshoheit der kreolischen Eliten und wurden spanischsprachig, christlich und kapitalistisch konzipiert. Demgegenüber galt alles »Indianische« als rückständig und zivilisationsfeindlich. Die zwangsweise Integration der Indigenen in die Nationalstaaten kam einer Zerstörung ihrer traditionellen Lebensformen gleich, beispielsweise durch die gewaltsame Enteignung des kollektiven Gemeinlandes. Eine auch zu Kolonialzeiten unerreichte Stufe der Bedrohung stellte die boomende Nachfrage nach Gummi und Chinin Ende des 19. Jahrhunderts dar. Auf der Suche nach den begehrten Rohstoffen drangen große europäische Konzerne in bis dahin nicht erschlossene Gebiete vor und drängten die dortige Bevölkerung in ein brutales System der Zwangsarbeit.

Bei dem Kampf gegen diese Ausbeutung griffen die Indigenen auf die Erfahrungen und die Organisationsformen des antikolonialen Widerstands zurück. Aus einer Verbindung von antikolonialen

und präkolonialen Traditionen entwickelten indigene Gruppen eine neue Identität, die sich in ihrer Forderung nach unabhängiger Entfaltung nicht nur von den Kolonialherren, sondern auch von den Kreolen abgrenzte.

Auch in Afrika leisteten die Bevölkerungen vielfachen Widerstand gegen die Kolonisierung. Nach dem Zweiten Weltkrieg erstarkten die antikolonialen Bewegungen. Aber die politischen Strukturen der meisten neu entstehenden Staaten Afrikas wurden nicht etwa von der Bevölkerung oder deren demokratisch legitimierten Vertretern selbst gestaltet. Die ehemaligen Kolonialmächte handelten die neuen Strukturen mit einigen loyalen afrikanischen Politikern aus und ernannten die zukünftigen Präsidenten – mit einer Vorliebe für in Europa ausgebildete Männer. Intellektuelle, die für einen Bruch mit der Kolonialmacht eintraten, wie der Kopf der Unabhängigkeitsbewegung in Kamerun, Um Nyobe, oder der erste Präsident des Kongo, Lumumba, wurden umgebracht. Somit bestanden die etablierten kolonialen Strukturen meist in leicht modifizierter Form weiter und wurden in den folgenden Jahrzehnten nur gering verändert. Neben dem Staatsmodell wurden auch die kolonialen Staatsziele übernommen: Modernisierung und Entwicklung. Ein Bruch mit den wirtschaftlichen Strukturen hätte schnelles Wirtschaftswachstum gefährden können. Stattdessen sollte die etablierte koloniale Wirtschaft optimiert und selbst organisiert werden. Dieser Weg wurde durch den »Geldsegen« und zahlreiche »Politikberater« der Entwicklungshilfe kräftig unterstützt. Das Grundmuster des europäischen Kolonialismus, die Ausrichtung auf Europa, blieb damit bestehen. Allerdings regt sich gegen diese andauernden Herrschaftsstrukturen vielfältiger Widerstand. So bemühen sich etwa Historiker auf dem gesamten Kontinent um eine unabhängige afrikanische Geschichtsschreibung. Schriftsteller kritisieren die Gesellschaften und politischen Eliten, Jugendliche protestieren für eine bessere Zukunft.

Wie die verschiedenen Beispiele zeigen, unterschied sich der Prozess der Unabhängigkeit/Dekolonisierung von Kolonie zu Kolonie. Gemeinsam ist aber allen, dass Macht zu keinem Zeitpunkt absolut war. Ein Schwarz-Weiß-Denken in den Kategorien »Herrschen und beherrscht werden« bzw. »Abhängigkeit und Unabhängigkeit« greift deshalb zu kurz. Einerseits gab es bereits während der Kolonialherrschaft, die – entgegen ihrem totalen Anspruch – eine Kolonie und ihre Bewohner niemals vollständig kontrollierte, Formen von Widerstand wie auch Formen von Arrangement. Andererseits bestehen auch nach der formalen Souveränität vielfach Formen von Abhängigkeit weiter – viele Strukturen und Ideen wirken fort. Unabhängigkeit bedeutet auch ein subjektives Empfinden und nicht bloß eine objektive Tatsachenlage. Doch nicht jede Person empfindet gleich. So gibt es einerseits Menschen, die sich nach der Unabhängigkeit/Dekolonisierung nicht unabhängiger fühlen als vorher, etwa weil die neuen Herrscher Ideale oder Politiken vertreten, die denen der ehemaligen Kolonialherren ähneln. Andererseits gibt es aber auch Menschen, für die die Unabhängigkeit/Dekolonisierung stiftendes Moment persönlicher und nationalstaatlicher Identität bedeutet.

Caroline Authaler, Jan Diebold, Carolin Liebisch, Miriam Österreich, schwarzwiss Heidelberg

Kamerun: Die 50 Jahr-Feier

Nach der deutschen Kolonialherrschaft wurde Kamerun in zwei Teile geteilt: Ostkamerun wurde von Frankreich verwaltet, Westkamerun von Großbritannien. Das frankophone Kamerun erhielt seine Unabhängigkeit am 1. Januar 1960. Am 1. Oktober 1961 wurde Westkamerun erst unabhängig und die beiden Teile Kameruns wiedervereinigt. Diese Ereignisse erklären die Besonderheit der Feierlichkeiten zum 50. Jubiläum Kameruns, die 2010 begonnen haben und im Oktober 2011 mit der Feier der Wiedervereinigung enden werden. In Kamerun wurden die Unabhängigkeitsfeierlichkeiten mit unterschiedlichen Aktivitäten begangen, wie Konferenzen, Ausstellungen und Diskussionsveranstaltungen, die über die vergangenen 50 Jahre Bilanz zogen.

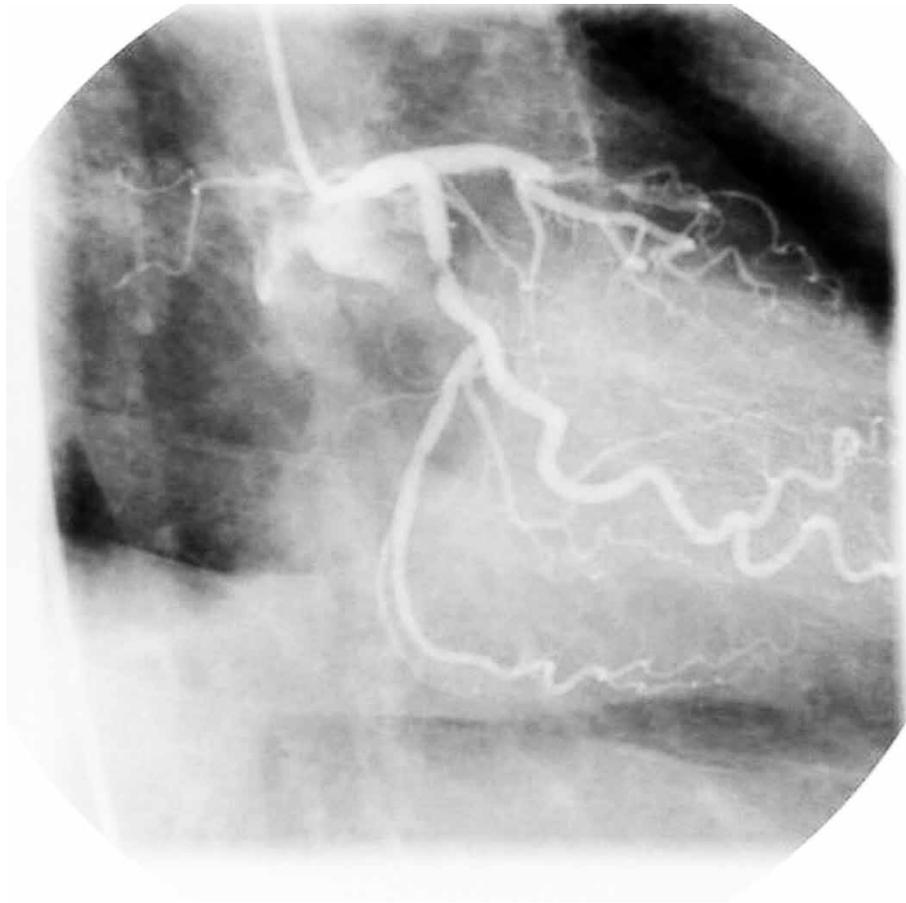
Dennoch wurden einige große Fragen nicht ernsthaft thematisiert, etwa:

Der Bau einer Gedenkstätte oder eines Pantheons für die Akteure, die für die Unabhängigkeit Kameruns gekämpft haben. Denn es wäre wichtig, den Schleier über den Männern und Frauen zu lüften, die mit ihrem Leben dafür bezahlt haben, dass dieses Land frei wird.

Die Frage nach der Reform der Lehrpläne im Schulfach Geschichte. Den Jugendlichen in Kamerun sollte endlich ein vertieftes Wissen über die Geschichte ihres eigenen Landes vermittelt werden, anstatt dass sie – wie heute – europäische Geschichte rauf und runter zu lernen.

Eine Debatte über diese beiden Grundsatzfragen würde es Kamerun ermöglichen, den kommenden 50 Jahren mutig entgegenzusehen.

Arnaud Tetchou, Gymnasiallehrer, Kamerun



Mali: Die Unabhängigkeit

Am 22. September 1960 erlangte die alte Kolonie Frankreichs, der französische Sudan (Soudan Français), seine Unabhängigkeit unter der Führung von Modibo Keita, einem Panafrikanisten. Die Republik Mali war geboren. Doch der Weg war schmerzhaft. Erinnert sei hier an den Widerstandskampf und die blutigen Bauernaufstände in Beledugu und in Dedugu 1915, sowie die Kämpfe in Tabi Dogonland bis 1920, gegen die brutale und rechtlose Kolonialpraxis Frankreichs. Nach dem Weltkrieg 1945 hatte Frankreich die Welthegemonie verloren. Im französischen Sudan erkannte die erste Elite der Intellektuellen den Moment. Bis 1956 standen sich im Soudan Français neben anderen Parteien zwei Rivalen gegenüber: Die PSP von Filidabo Cissoko, die jahrelang massive Unterstützung von der Kolonialregierung in Bamako bekam und die US-RDA von Modibo Keita und Mamadou Konaté. Modibo Keita stellte jedoch schnell für Frankreich ein ernsthaftes Problem dar: Er hatte stets die Vision eines freien Afrikas, stimuliert durch das Ideal von Kurukan Fukan, jener Magna Charta der Völker und der Demokratie des einstigen Mali-Reiches aus dem Jahre 1235. Im Januar 1956 gewann nun Modibo Keita zum ersten Mal die Wahlen gegen die PSP. Am 17. Januar 1959 riefen der Sudan und der Senegal in Dakar die **Fédération du Mali** aus. Präsident der föderalen Versammlung war Leopold Sedar Senghor. Modibo

Keita wurde zum Präsidenten der föderalen Regierung ernannt. Doch die Rivalität zwischen dem Freund Frankreichs Senghor und Modibo wurde der Föderation zum Verhängnis. Am Donnerstag, den 22. September 1960 proklamierte Modibo Keita die Unabhängigkeit des Soudan Français in Bamako und nannte ihn Mali. Er kehrte Frankreich den Rücken, schickte die französische Armee nach Hause und schlug den Weg des Sozialismus und der ideologischen Einheit Afrikas ein. Durch die Radikalisierung des Regimes, die zur aktiven Revolution 1967 führte, verlor Modibo Keita die Basis im Volk. Am 19. November 1968 wurde er durch einen Militärputsch gestürzt.

Facko Traoré, Historiker und Mediengestalter

den. Mit den Worten Derridas: *magie blanche*. Wer sollte also die Unabhängigkeit feiern? Sie wurde den Indigenen durch die Criollo-Bevölkerung auferlegt, die neue Unabhängigkeit änderte für sie aber nichts. Beide Gruppen entwickelten sich unabhängig voneinander und blieben lange Zeit einander fremd. Damals entwickelten sich zwei Positionen, eine nach dem spanischen Modell designierter Könige für Peru, die andere mit dem Modell eines neuen

Inka. Daraus entstand der Interessenkonflikt zwischen der nach europäischen Werten skizzierten Hauptstadt Lima und den noch nach traditionellen Sitten widerständigen Provinzen. Diese Tendenzen sind noch immer in der Innenpolitik des Landes sichtbar. Rhetorisch gefragt: Was wäre passiert, wenn die Expeditionen von Bolivar und San Martín nicht erfolgreich gewesen wären? Obwohl diese Frage hoch spekulativ ist, kann sie doch dazu dienen, die noch heute aktuellen Probleme des Landes zu beleuchten, deren Ursprung in dem problematischen »Geschenk« der Unabhängigkeit liegt.

*Eduardo Muratta Bunsen, Lehrbeauftragter
Uni Berlin*

Ein kolumbianischer Blick auf die Unabhängigkeit

Der von den Machthabern geschaffene Diskurs über das politische Projekt (der Unabhängigkeit) verleugnete die Beteiligung anderer sozialer Akteure. Während der Bürgerkriege, die in die Unabhängigkeit führen sollten, agierten, kämpften und formulierten sie, davon unbenommen, eigene Ziele. Indigene und »Schwarze« kämpften an der Seite der Kreolen; wohl nicht, weil sie die

Konsequenzen nicht vorhersahen, sondern indem sie sich die Umstände zunutze machten, war es ihnen möglich, eigene Ziele für ihre Lebensrealitäten umzusetzen. Neben der Schaffung von Gründungsdaten hat die traditionelle Geschichtsschreibung auch Gründungshelden geschaffen, denen sie das ganze Gewicht der Ereignisse zuschrieb. Die Geschichte der Unabhängigkeit wurde jedoch zu einem großen Teil vom »Fußvolk« gemacht. Im Rahmen der Jubiläumsfeiern wurden hunderte investigative Projekte vom Staat, den Universitäten wie auch der Privatwirtschaft auf den Weg gebracht, um aufzudecken, was wirklich geschah während der Bürgerkriege zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Diese tragen dazu bei, den kolumbianischen Blick auf unsere Geschichte zu klären. Heute kennen wir unsere Geschichte besser und es bleibt zu hoffen, dass sich im Laufe der nächsten Jahre als Ergebnis der Gedenkfeiern eine Dekonstruktion, ebenso der Helden, wie auch der Gründungsmythen und -daten, ergeben wird.

*Carlos Arnulfo Rojas Salazar, Lehrbeauftragter und Doktorand
an der Universität Salamanca*

Ein problematisches Geschenk

Es ist problematisch, über die Unabhängigkeitsprozesse der verschiedenen Länder Lateinamerikas als einheitliche Entwicklung zu sprechen. Im Grunde genommen gab es wenige tatsächlich genuine Unabhängigkeitsbewegungen, wie z. B. die von Tupac Amaru II. angeführte, die aber schneller als Feuer gelöscht wurde. Die am 28. Juli 1821 gefeierte Unabhängigkeit Perus war ein langer und nicht unproblematischer Prozess, an dem unterschiedliche Mächte und Interessen beteiligt waren. Nicht die Peruaner allein erstritten die Unabhängigkeit, sondern genaugenommen die südliche Expedition von José de San Martín und die nördliche, die von Simón Bolívar angeführt wurde. Der eine hatte den napoleonischen Liberalismus in Europa kennengelernt, der andere war in der spanischen Armee ausgebildet worden. Es waren also eigentlich europäische Werte, die da nach Lateinamerika importiert wur-

Die Artikel können in vollständiger Länge auf www.schwarzweiss-hd.de gelesen werden.

Meine Eltern, der Castor und ich

Samstag Nachmittag, auf den Gleisen bei Berg, einem kleinen Dorf an der französischen Grenze: In meiner Hose passiert etwas höchst ungewöhnliches: Ein Handy klingelt. Meine Mutter. Empört: »Hallo! Du, hier sind unglaublich viele Polizisten aufgezogen. Die sehen vielleicht schlimm aus, mit ihren Helmen und ihren Panzerungen. Dabei gibt's da gar keinen Grund für, hier ist alles friedlich, fast niemand in schwarz oder so! Also wirklich, ich fühle mich gerade nur von der Polizei bedroht!« Ich rate ihr, einen gesunden Mindestabstand zur Polizei zu halten, denn auf Demos wisse man ja nie. Und freue mich insgeheim, dass meine Eltern nun auch die bedrohliche Kulisse kennenlernen, die bei Demonstrationen – ob sie nun für bessere Studienbedingungen, gegen Neonazis, Atomkraft oder einen Bahnhof sind – alltäglich geworden ist.

Meine Mutter ruft aus dem Wendland an, wohin der Castortransport unterwegs ist, um den Atommüll ins Zwischenlager Gorleben zu bringen. Der Müll ist für Menschen ca. eine Million Jahre lang gefährlich. Das Zwischenlager ist ein großes Wellblechgebäude. Wie in Deutschland, so gibt es auch im Rest der Welt kein genehmigtes Endlager. Wie soll man auch einen Ort finden, dessen Sicherheit man für eine Million Jahre garantieren kann?

Während meine Eltern sich in einem 200 Jahre alten Bauernhaus am Kaminfeuer aufwärmen, sitze ich im Bus Richtung Norden und versuche zu schlafen.

Die Südblockade bei Berg ist gut gelaufen, 1200 Menschen allen Alters haben sich dort auf die Schienen gesetzt und den Atommüllzug zu einem Umweg gezwungen.

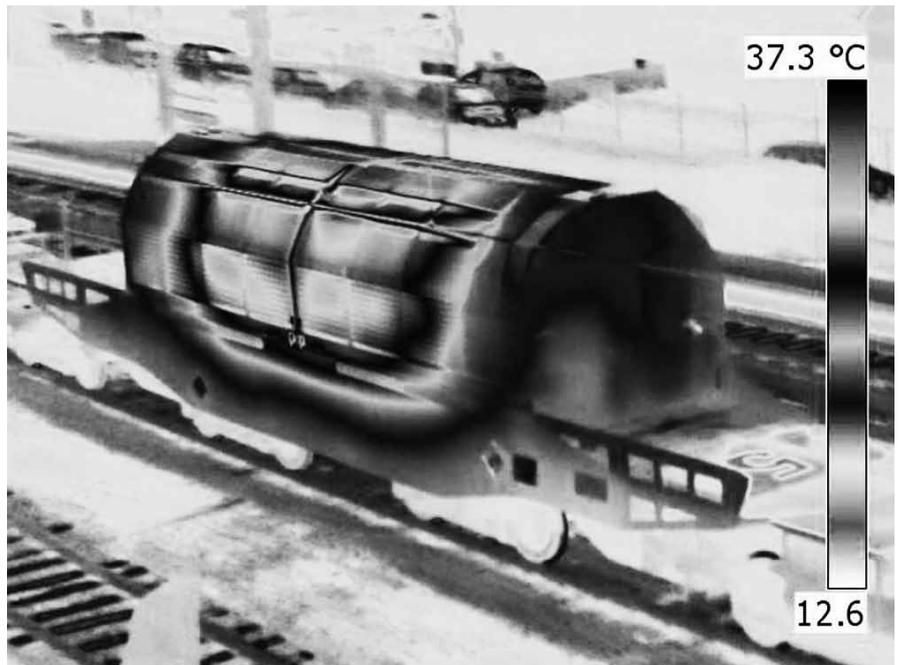
Wenige Stunden und noch viel weniger Schlaf später finde ich mich in einer großen Gruppe Menschen wieder, die durch Wald und Wiesen Richtung Gleise läuft. Wir wollen »schottern«, also die Steine aus dem Gleisbett entfernen, um die Strecke für den Castortransport unpassierbar zu machen. Da diese Aktion zwar friedlich ist, aber einen Akt der Sabotage darstellt (gefährlich ist das Schottern für den Transport nicht, da vor dem eigentlichen Zug mehrere Reparaturzüge fahren, die etwaige Schäden entdecken und reparieren), hat die Polizei angekündigt, dass sie hart durchgreifen wird. Die Beamten halten sich an ihr Versprechen. Pfefferspray und Schlagstöcke von der ersten Sekunde an machen das Schottern zu einem schwierigen und verlustreichen Unterfangen.

Bei einer mittäglichen Pause treffe ich meine Eltern, die mir begeistert von ihrer Übernachtung im Bauernhaus erzählen: »Es hatte sogar seinen eigenen See!« Wir essen auf einem malerischen Bauernhof Linsensuppe, die aus einer für die Schotterer improvisierten Küche stammt, und gucken uns danach die riesigen Schweine an. Eben waren wir noch im Wald und hatten Angst vor der Polizei. Doch keine Zeit, es geht weiter im surrealen Wendland, wo 20.000 Polizist_innen, mindestens genauso viele Aktivist_innen und natürlich die Bauern mit ihren Treckern sich ein leidenschaftliches Katz-und-Maus-Spiel liefern. Der Ausnahmezustand einer Urlaubsregion wird untermalt vom ständigen Dröhnen der Hubschrauber. Bei Harlingen haben sich tausende Menschen zu einer Sitzblockade niedergelassen. Ich verabschiede mich von meinen Eltern und trampe mit meiner Bezugsgruppe zur Blockade. Das ist in diesen Tagen

im Wendland eine Leichtigkeit, da die Anwohner_innen tatkräftig alle, die gegen Atomkraft protestieren wollen, unterstützen, wo sie nur können.

Auf der Blockade ist die Stimmung unglaublich: Es wird Musik gemacht, Lagerfeuer helfen gegen die Kälte, feiner Electro läuft aus einer fetten Box auf einem Bollerwagen. Die Polizei schaut zu und leuchtet gegen Abend die Szenerie mit Flutlichtern und dem Fernlicht ihrer VW-Busse aus. Durch die Bäume brechen die Lichtstrahlen hindurch und werden im Rauch der Feuer sichtbar. Die silbergoldenen Wärmedecken der Menschen auf den Gleisen funkeln. Von der Bollerwagenbox aus wirkt es fast wie ein perfekt inszenierter Rave.

Der nächste Morgen, nach der Räumung. Bei -3 Grad haben hunderte Menschen in einem improvisierten Kessel der Polizei ausharren müssen. Die Polizeifahrte in einem riesigen Kreis auf dem Acker erscheinen wie eine Wagenburg aus einem Western. Der Castor fährt oben auf den Gleisen



vorbei, unten machen sich Wut und Trauer breit. Danach wird der Kessel endlich geöffnet, die Durchgefrorenen sind wieder frei. Als die Polizei abzieht, meint ein Polizist im Vorbeigehen zu uns: »Der letzte Sieg ist euer.« Ich frage mich, wer denn was gewinnen soll. Der Atommüll ist auf der Welt. Eine Million Jahre? Das Lager in der Mine »Asse« hat nicht mal 30 Jahre gehalten. Wir haben alle schon längst verloren.

Von Tom C. Astor

Nachhaltigkeitsdiskurse durchleuchten

politische ökologie - »Die Zeitschrift für Querdenker und Vordenkerinnen«

Angesichts von Klimawandel, Biodiversitätsverlust, Waldsterben, Versauern der Meere, Ozonloch, Bienensterben ... die Liste ließe sich problemlos weiterführen. Angesichts all dieser Probleme ist »Nachhaltigkeit« in den letzten Jahren zu einem neuen Modewort aufgestiegen, ziert Werbetafeln und Buchtitel, findet sich in Regierungsprogrammen und Lehrplänen.

Um im Dickicht der Meinungsmanipulation durchzublicken, ist Überblicksliteratur hilfreich, die schnell, aber nicht oberflächlich in komplexe Themengebiete einführt. Die Zeitschrift *politische ökologie* des Münchener oekom-Verlages versucht, für das so breite Feld der Nachhaltigkeit eine Orientierung zu geben. Die fünf Mal im Jahr erscheinenden Ausgaben widmen sich jeweils einem Themenkomplex, so etwa ökonomischen Konzepten jenseits des Wachstums, der Technologie der CO₂-Speicherung oder Ideen zur ökologischen Stadtentwicklung. Die Artikel stammen oft von namhaften WissenschaftlerInnen, aber auch UnternehmerInnen und jungen ForscherInnen. Sie sind äußerst kurz, meist vier bis fünf Seiten, jedoch weisen sie oft eine erstaunliche Tiefe und dementsprechende Informationsdichte auf, ohne jedoch für Fachfremde völlig unverständlich zu sein. Die verschiedenen Beiträge sind in übersichtliche Themenblöcke eingeteilt und decken ein breites Spektrum der jeweiligen Diskussionen ab, so dass sich auch konträre Standpunkte in einer Ausgabe finden lassen. Selbstverständlich jedoch kann die Zeitschrift nur einen Überblick über Themen geben und neue Impulse vermitteln. Ein tieferes Studium der Artikelinhalte ist jedoch nötig, um fundiert

argumentieren zu können. Anregungen dazu finden sich auf den letzten Seiten jeder Ausgabe, wo knappe Buchrezensionen, Internetquellen sowie Vorstellungen konkreter Projekte zu den jeweiligen Themen zu finden sind.

Form und Inhalt verbindend, verzichtet die *politische ökologie* auf Farbdruck, das Layout ist aber trotzdem ansprechend. Der oekom-Verlag rühmt sich darüber hinaus, der erste CO₂-neutrale Verlag Deutschlands zu sein. Da das jedoch durch den umstrittenen Zukauf von Emissionszertifikaten geschieht, ist die Aussage mit Vorsicht zu genießen.

Die *politische ökologie* kostet für Studierende jährlich 50,50 €, also gute 10 € pro Ausgabe. Damit ist sie nicht gerade billig, auch wenn der Informationsgewinn insbesondere für interdisziplinär an Nachhaltigkeit interessierte Menschen groß sein dürfte. Auf der Internetseite der Universitätsbibliothek werden das Geographische Institut und die Bibliothek der Pädagogischen Hochschule als Orte angegeben, an denen die Zeitschrift auch ohne eigenes Abonnement gelesen werden kann.

cl

LOCI & TEMPORA CONCILIORUM

19./21./22./23.01., 19:00, die Theatergruppe Mikrokosmos spielt »Die 12 Geschworenen«, ESG Plöck 66

20.01. bis 05.02., 9. Kabarett- und Comedyfestival im Karlstorbahnhof

Fr, 21.01., 20:00, Eine Schule als KZ. Das Außenlager und die Gedenkstätte in Mannheim-Sandhofen, Vortrag mit ReferentInnen des Gedenkstätten-Trägervereins, Cafe Gegen-druck, Fischergasse 2

Sa, 22.01., Finalrunde des Uni-Cups – leider ohne die Grashopper

Mo, 24.01., 11:30, Bildungsstreik-Demo am Bismarkplatz

Di, 25.01. 20:00, Workshop: Homepage für den Verein, Gumbelraum im Karlstorbahnhof (20 Euro, Anmeldung erforderlich)

Mi, 26.01., 13:00, Bundesweite Demo für freie Bildung, Karlsruhe Hauptbahnhof

26.01. bis 30.01., 5. Iranisches Theaterfestival im Karlstorbahnhof

Sa, 29.01., 14:00, Stuttgart, Hauptbahnhof: Großdemo gegen Stuttgart21

Mi, 2.2., 19:00, MediNetz Rhein-Neckar e.V zeigt den Film »Uranium – is it a country?«, Referentin: Dr. med. Luise Langhans, IPPNW: Die gesundheitlichen Folgen des Uranabbaus, Theoretikum, Im Neuenheimer Feld 306, Hörsaal 1

So, 06.02., 13:00, contra.funk – Sendung der Radiogruppe des Autonomen Zentrums (im Exil) Heidelberg, auf bermuda.funk – Freies Radio Rhein-Neckar, 105,4 MHz

So, 06.02., Konzert des Collegium Musicum zum 625. Jubiläum der Uni Heidelberg, Stadthalle

Sa, 12.02., 11:00, Eröffnung der Ausstellung: Erinnerung bewahren. Sklaven- und Zwangsarbeiter des Dritten Reiches aus Polen 1939–1945, Mannheimer Abendakademie U 1, 16–19, Foyer

Sa, 19.02., Dresden: Nazis blockieren! Infos unter heidelberg-nimmtplatz.blogspot.de/

Mi, 09.03., 19:00, 100 Jahre Internationaler Frauentag, Palais Prinz Carl, Kornmarkt, Heidelberg

Mi, 16.03., 19:00, Finissage der Ausstellung »Erinnerung bewahren«, Podiumsdiskussion: Erinnerung bewahren im öffentlichen Raum? Stelen, Stolpersteine, Straßennamen Mannheimer Abendakademie U 1, 16–19, Foyer

So, 27.3., Landtagswahl in Baden-Württemberg

16.4. Nachttanzdemo in Heidelberg

IMPRESSUM... der UNiMUT

Zeitschrift [an] der Uni Heidelberg Ausgabe 01/2011. Nr. 209 vom 19. Januar 2011. Redaktion: Nina Marie Bust-Bartels (nbb), Leonard Keidel (lk), Theresa, Pleitner (tp), Janina Reibold (jr), Johannes Schneeweiß (js), Annika Sterk (as). Layout: Leonard Keidel. Auflage 3000. Unidruckerei. Für namentlich gekennzeichnete Beiträge ist der/die VerfasserIn verantwortlich. Unterstützt von der FachSchaftsKonferenz, Albert-Überle-Str 3-5, 69117 Heidelberg. e-mail: unimut@urz.uni-heidelberg.de



Die UNiMUT-Redaktion freut sich immer über externe Themenabsprachen und -anregungen sowie freie MitarbeiterInnen. Schreibt uns an: uni-mut@urz.uni-heidelberg.de.